

# Ein Pistolenschuß.

Kriminal-Roman von Heinrich Lee,

(9. Fortsetzung.)

„Der Hofheld ist Proturist“, entgegnete sie scharf und beherzt, und in nicht mißzuverstehender Absicht legte sie hinzu: „und was sein rothes Haar betrifft, so tenne ich Manche, denen es ganz auf gefallen würde, wenn er sie blos haben möchte.“

„Da meinen Sie wohl sich selbst“, fiel sofort die Kreisphysikus mit ihrer bekannten rüchlichstolzen Schlagfertigkeit ein.

Unfehlbar müde es auf dieses Wort hin schon jetzt zu einem furchtbaren Sturm gekommen, wenn die „Obersteuer-Controllleurin“ — dasjenige Mitglied des Ausschusses, bei dem heute „die Rede war“ — in dem Schreien, daß „dieses Unheil gerade in ihrem Hause zutragen könnte, nicht die Geistesgegenwart besessen hätte, in dem ihnen entfallenden Auftrage eine neue Fassung aufzugeben.

„Früher hat's doch immer geheißen“, warf sie ein, „es würde mit ihr und dem Rudolf etwas werden. Das soll sie sich doch auch so zu Herzen genommen haben. Ist es denn wahr, daß er sie nicht hat haben wollen und daß er in Berlin eine Millionärin gekriegt hat?“

Eine Millionärin? In Berlin? Was war das? Was dieser dumme Junge, den Herr Rosenau damals, weil er sich mit einer Fabrikarbeiterin eingelassen hatte, aus dem Hause geworfen? Das war ja das Allerneueste, davon hätte man ja nicht das Allergeringste gewußt!

Die „Obersteuercontrollleurin“ blieb dabei, daß sie es von ganz sicherer Seite gehört, nur konnte sie sich im Augenblick nicht gerade entsinnen, wo und von wem.

„Jetzt habe ich genug davon“, erklärte Tante Vinchen, bei welchem Ausruf man auch an die drei großen Tassen Kaffee und die diversen Kuchenstücke, die sie verteilt hatte, hätte denken können. „Nur Rosenau, liebe Obersteuercontrollleurin! Wo Sie aber Ihre Nachrichten herbezogen, das möchte ich wirklich wissen. Eine Schlangengasse hat sich mein Bruder — Gott hab' ihn selig — an dem Menschen großgezogen. Natürlich, er hat ja nie auf mich gehört, mich kümmerte die Sache ja nichts. Ein einziges Glück ist's noch, daß man den Menschen nicht mehr im Hause hat und daß sich meine Rechte noch zur rechten Zeit besonnen hat. Wer weiß, wo er hingekommen ist. Wenn Sie einem aber solche Geschichten erzählen mit Berlin und Millionärinnen, nehmen Sie's mir nicht übel. Liebe Obersteuercontrollleurin, dann sag' ich Ihnen auf den Kopf zu: Das haben Sie sich geradeinweg aus den Fingern gezogen!“

„Was hab' ich?“  
Die Obersteuercontrollleurin samt mit einem Schrei auf ihren Sessel, und in dem allgemeinen, jetzt reitungslos ausbrechenden Tumult fiel ein noch halbgefülltes Koffeinbecken auf das neue roth und weiß gestreifte Damastgedeck, das — ein Geschenk ihres Mannes zu ihrem letzten Geburtstag — heute zum erstenmal auf dem Tisch paradierte. Und allerdings, welche schwerere Beschuldigung konnte in diesem Kreise ausgesprochen werden, als daß eines der werthen Mitglieder sich befallen ließ, sich irgend eine Behauptung aus den Fingern zu ziehen.

„Aus den Fingern gezogen haben Sie sich's“, wiederholte Tante Vinchen noch einmal — noch lauter.

Ihre Aufregung — nämlich die noch nicht verrauchte Aufregung über die nichtsüßliche Insinuation der Kreisphysikus von vornhin — rang nach einem Ventil, nach Luft.

Es verstand sich von selbst, daß ein solcher Bruch des Friedens nicht mehr gutzumachen war. Tante Vinchen war denn auch die Erste, die das einfache und in dem allgemeinen Aufstandes zuerst das Haus verließ. Und das hatte gerade der Obersteuercontrollleurin passieren müssen — ganz abgesehen von dem neuen Damastgedeck. Noch dazu war der Koffeinbecken gerade auf die weißen Streifen gestossen. Natürlich — auf den rothen hätte man den Fied ja nicht so gesehen.

„Trösten Sie sich! Wenigstens ist eine Blume mehr drin!“ sagte kalt die Kreisphysikus dazu.

Und diese Frau hatte den Streit angefangen, sie war an dem ganzen Unglück schuld.

Was an dem Gerücht dieser Verlobung Wahres war, das wußten also nur die beiden Beteiligten selbst.

Der Blah am Fenster, an dem Renate an jenem Spätherbst gefessen hatte, war ihr Lieblingsplatz geworden. Auch heute sah sie dort, sie hatte ein Buch in der Hand, aber es war in ihren Schooß gesunken, und sie starrte hinaus in die kümmerliche Frühlandschaft.

Was ging sie noch der Frühling an? ... Und nach dem Frühling kam der Sommer, der Herbst. ... der Herbst! ... Sie schauerte zusammen. So lange, bis zum Herbst, wenn sie das schwarze Kleid abhat, hatte sie noch Aufschub. Dann sollte es bekannt werden. ... Die Leute erzählten es sich

ganz richtig ... und dann würde ein Tag nahen ... ihr Hochzeitstag.

Warum schauderte sie so davor — wie der arme Sünder vor dem Augenblick, wo er zum Richtplatz geführt wird? Wie war es gekommen? Wuchte sie es doch kaum selbst.

Gleichwie in einem Starrkrampf hatte sie sich befunden. Und so hatte er sie an sich gezogen — gerissen, wie eine Beute. Eine stumpfe Gleichgültigkeit mit sich selbst, mit der ganzen Welt hatte sie ergriffen, dazu die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn, die Stütze, die er ihr bot — ihr letzter schwacher Widerstand samt hin. Und er war klug, er erschwerte es ihr nicht. Er war äußerlich der Gleiche gegen sie geblieben — derselbe ergebene Diener wie früher. Er beanspruchte von ihr nichts. Auch dafür hatte sie ihm ja dankbar zu sein. Dankbarkeit und immer wieder Dankbarkeit. Das war die Fesseln, die er über sie geworfen hatte.

Sie schreckte auf. Hörte sie ihn nicht kommen? Nein, es war nur wieder eine Täuschung ihrer krank gewordenen Nerven.

Nur die Treppe, nur der Fußboden trennte sie von ihm. Dort unten im Zimmer sah er an seinem Tisch, dort bewachte er sie ... Und so verhielt es sich auch. In den Fabrikräumen und drüben im Kontor sah man den Geschäftsführer und den mutmaßlichen künftigen Prinzipal nur noch selten. Wenn er Befehle zu erteilen hatte, so gab die Nachricht dazu eine elektrische Klingel, welche die Betreffenden zu ihm in sein Privatzimmer rief. Er lehnte eben schon den vornehmsten Chef heraus, sagten sich die Leute, und im Grunde waren sie froh, wenn er sich so wenig wie möglich blicken ließ. Die wahre Ursache aber, daß er so gern in diesem Zimmer blieb, ahnte Niemand von ihnen. Wie wäre das auch möglich gewesen?

Ja, hier sah er, denn hier genoh er ihre Nähe. Fühlte er in seiner Leidenschaft nicht schon eine elende Befriedigung, wenn er sich vorstellte, daß sie dort über ihm weilt? Lauschte er nicht, um nur ihren Tritt zu hören — lauschte er nicht auf das geringste Geräusch, das ihm ein Zeichen von ihr gab? Und noch immer, auch jetzt noch, mußte er, knirschend, sich damit zufriedengeben! Immer glühender brannte der Durst nach ihr in ihm, vor ihm rauschte der Quell und durstete nicht seine Lippen daran nehen, nur rauschen durfte er ihn hören. Geduld und immer noch Geduld! Und das noch Wochen, noch Monate lang — bis der Tag kam, der ihn zu ihrem Herrn machte. Zu ihrem Herrn! Mochte sie dann in seinen Armen zittern, mochte sie schauern. Es sollte ihm so noch eine größere Wonne sein. Ihr Ja-Wort hatte sie ihm gegeben. Endlich sah er sich am Ziel, der Traum seines Lebens — er war erfüllt. Aber an eines hatte er dabei nicht gedacht. Daß sie ihn nicht liebte, daß sie ihn niemals lieben würde. Ihre alte Furcht vor ihm war wieder in ihr erwacht, wie die des Lammes vor dem Wolf — wenn sie auch glaubte, ihn darüber täuschen zu können.

Warum gelang es ihm nicht, ihre Liebe zu gewinnen? Was versperrte ihm den Weg zu ihrem Herzen? War es der Andere — noch immer, noch jetzt, wo sie in ihm den Mörder ihres Vaters sah? Es war unmöglich. Dafür war vorgebeugt und der Teufel selbst hatte seine Hand hilfreich dazu gegeben.

Der Andere — und ein Gedanke trat wieder vor ihn hin. Wenn dieser Burche eines Tages zurückkam, hier in dieses Haus, wenn sie sich Beide begegneten — er und sie?

Es war ein Gedanke, der ihm den Schweiß auf die Stirn trieb. Ja, der Burche mochte er weit wo in der Welt sein. Hätte er sonst nicht die Zeitungen geleitet? Wäre er sonst nicht längst zurückgekehrt?

Mochte er kommen! Wenn nur erst die Hochzeit vorbei war. Wenn „sie“ sein geworden war! Mochte der Himmel dann zusammenbrechen, die Welt aus ihren Fugen gehen. Er hatte sie in seinen Armen gehalten.

Es klopfte. Er fuhr zusammen und rief: „Herein!“ Die Eintretende war Tante Vinchen. „Ach Gott, ich höre Sie wohl, Herr Hofheld“, sagte sie in süßem Tone, „aber Renate läßt Sie für heute Abend um Entschuldigun bitten. Sie möchten nicht kommen.“

Sie fühlt sich nicht ganz wohl.“  
Es war heute wieder Donnerstag — der Tag, an dem er zum Thee kam.

„Was fehlt 'i?“  
„Sie klagt über Kopfschmerzen.“  
Er glaubte nicht daran. Sie mochte sich ihm für den Abend jedenfalls nicht entziehen. Ohnehin war er in dieser Woche ihrer nur sehr selten anständig geworden und er brannte schon auf den heutigen Abend. So bequem sollte sie sich seiner nicht entziehen.

„Das bedauere ich sehr“, erwiderte er, „wenigstens bitte ich dann um die Erlaubnis, ihr persönlich gute Besserung wünschen zu dürfen.“  
„Ach will's ihr ausrichten, Herr Hofheld“, nickte die Tante mit einem fast zärtlichen Blick, „hoffentlich wird

sie nichts dagegen einzuwenden haben.“

„Das hoffe ich auch.“  
Bald darauf schlug es Feiertag und Hofheld ließ sich bei Renate melden.

In der That, sie hatte die Kopfschmerzen nur als einen Vorwand gebraucht. Die Antwort, die ihr die Tante brachte, hatte sie auf sein Kommen schon vorbereitet. Wieder fühlte sie ihre Ohnmacht gegen ihn, sie brauchte seinen Besuch ja blos nicht anzunehmen, der Vorwand mit den Kopfschmerzen genügte dazu — und dennoch mochte sie es nicht.

Er trat ein. Sie empfing ihn allein, die Tante wurde in der Küche durch die Butterfrau aufgeschoben. Durch die Fenster zogen die schon tiefen Schatten der Dämmerung herein.

„Ich höre zu meinem Bedauern“, begann er, „daß Sie nicht wohl sind, daß Sie Kopfschmerzen haben.“  
Aus seiner sonst immer gleichmäßig bleibenden Stimme glaubte sie diesmal einen unterhohlenen ironischen Klang herauszuhören, der sie in ihrer stummen Angst vor ihm bestärkte.

„Allerdings“, kam es unsicher von ihren Lippen, „ich ließ Sie deshalb bitten, mich für heute zu entschuldigen.“

Er sah sie vor sich stehen, von der grauen Dämmerung umflossen, aber leuchtend in aller ihrer von dem schwarzen Kleide nur noch gehobenen Schönheit. Die Augen hatte sie zu Boden geschlagen — und sie waren mit einander allein.

„Renate, Sie lügen“, flüsterte er ihr in's Ohr, sein heißer Athem berührte ihre Wangen, sie fuhr zurück.

Seine Leidenschaft war wie ein wildes Roß geworden, das er mit schier übermenschlicher Kraft bisher in den Zügeln gehalten hatte — und der Zügel versprang.

Sie fühlte ihre Hände von ihm gepackt, mit eisernem Druck, eine unsichtbare Gewalt hielt ihr den Mund zu, seiner Regung und Bewegung war sie mächtig. Hätte er sie nicht festgehalten wie in einem Schraubstock, sie wäre, weil ihr die Sinne zu vergehen drohten, umgefallen.

„Renate, ich habe Ihr Wort“, leuchtete er, „Sie sind mein.“ Er beugte sich über ihre Lippen.

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich!“ flüsterte sie.

An der Thür wurde ein Geräusch vernommen. Er gab die schon widerstandlos werdende Gewalt in seinen Armen frei und taumelte zurück.

Es war Anna, die den Kopf durch die Thür steckte und nach irgend einer häuslichen Angelegenheit fragte.

Sie bekam keine Antwort. Sie sah nur den Schatten ihrer Herrin in das Nebenzimmer gleiten, worauf man den Riegel hinter ihr sich aufziehen hörte.

„Das Fräulein ist nicht ganz wohl“, sprach Herr Hofheld zu ihr, und seine Stimme kam dem alten Mädchen merklich verändert vor, „sie wünscht ungestört zu sein.“

Er ging die Treppe hinunter und verließ das Haus. Längst war er wieder zur Besinnung gekommen. War er toll gewesen? ... Wie wollte er ihr noch ferner gegenüberzutreten? ... Pah ... Und sein Grimm mit sich selbst, seine Furcht wandelte sich in eine milde Zufriedenheit. Mochte sie doch nun erfahren haben, daß er kein frommer Aechtel Frivolität war und daß er den Willen hatte, die Rechte, die sie ihm über sich eingeräumt, auch durchzuführen.

## IX.

Der Frühling verging — der Sommer. Es war wieder einmal Herbst geworden.

Die Verlobung von Hofheld und Renate hatte in der Zeitung gestanden. Die Vermuthungen und Prophezeiungen darüber hatten mitten ihre Wichtigkeit gehabt. Eine große Erbitterung rief es in den betreffenden gesellschaftlichen Kreisen der Stadt hervor, daß Renate auch eht noch als „glückliche Braut“ auf ihrer Zurückgezogenheit beharrte. Weber wurden von dem Paare — und zwar, wie Tante Vinchen den ihr geliebten Freunden erzählte, auf Renates ausdrücklichen Wunsch — Brautvisiten gemacht, noch auf Gratulationsbesuche von ihr angenommen. Raun, daß sie sich herbeigelassen hatte, die alte Frau, die Hofheld's Mutter war und die ihr fast mit Scheu und Furcht wie einer fremden vornehmen Prinzessin entgegengetreten war, tennen zu lernen. Auch ging sie noch immer, obwohl das Trauerjahr abgelaufen war, in Schwarz, und dabei sah sie blaß und leidend aus. Auch der Bräutigam bot nicht gerade das Bild, wie man es sonst von einem so beäugelten Menschen gewohnt ist. Er sah unzufrieden und finster aus, und gegen seine Leute in der Fabrik war er noch strenger als je. Die Trauung sollte auch nicht in der Kirche stattfinden, weil die Braut sich keinem Aufsehen aussetzen wollte, sondern es hieß, daß sich das Paar mit dem Standesamt begnügen würde, daß unter solchen Umständen auch die ganze Feier nur auf das Allernothwendigste beschränkt bleiben sollte, verstand sich von selbst. Immerhin gab es in dem rothen Hause, wo künftig das Paar zusammenleben sollte, noch genug zu thun, und hätte sich nicht Tante Vinchen darum gekümmert — Renate selbst hätte es auch nicht gekümmert. Sie sah nur immer thätlos an ihrem Verheiratheten und überdies diese Vorherrschenden und überhaupt die ganze Hochzeit nichts an.

Nach wenige Taee, und derjenige der Hochzeit war da.

An einem dieser Tage war es, als wie gewöhnlich auf dem Bahnhof der Berliner Frühzug entließ.

„Herrnstadt! Herrnstadt! Alles ansteigen!“ riefen die Schaffner, eilig die Coupethüren aufreißend. Schnauzend hielt der Zug in der Halle still. Aus dem Giebel des Bahnhofsgebäudes stredten sich weibliche Gesichter heraus, die Angewomenen zu mustern, vor der Eingangsbarriere standen mit ihren betrieblen Mühen die sechs oder acht Vertreter der Herrnhader Hotels zusammen und riefen den Passagieren die Namen ihrer Häuser entgegen, und dräuften auf dem kleinen Platz, wo die altmodischen Omnibusse und die weni gen Droschken standen, blühten in den herumgezogenen Anlagen im hellsten Herbstsonnenschein die wohlgepflegten Rosenbeete und in den alten Kastanienbäumen, welche die nach der Stadt führende Hauptaxe Chaussee umfäumten, hingen die hochlichten grünen Knospen und warteten darauf, von der lieben Jugend heruntergeschlagen zu werden. Es war ein Herbsttag, ein Reisetag, wie man es sich nicht schöner wünschen konnte.

Unter den Ausgesetzigen befand sich auch ein gut gekleideter, schlant gewachsener junger Mann. Niemand von den Leuten auf dem Bahnsteig begrüßte sich mit ihm. Er schien hier fremd zu sein oder, wenn er es nicht war, so doch in seiner jetzigen Erscheinung von Niemand mehr erkannt zu werden. Als Gepäd hatte er nur eine kleine Handtasche bei sich. Sein Aufenthalt in der Stadt schien also nur für eine ganz kurze Dauer berechnet. Um zu dem Ziel seiner Reise zu gelangen, der Rosenauischen Fabrik, deren rothes Gebäude schon bei dem Austritt aus dem Bahnhofsgebäude jenseits der Felder deutlich herüberblickte, hatte er — das war der kürzeste Weg — dieselben nur zu überschreiten brauchen, aber noch standen die Spuren der letzten Ueberfremdung darauf, die der nahe Strom herbeigeführt hatte. So stieg er in einen Wagen, der nun in die Kastanienallee einbog.

Das Herz hatte dem jungen Manne bei dem Anblick des rothen Gebäudes drüben höher geschlagen. Nun reißt der Wagen, weil der Weg erst recht ab durch die Stadt ging, in der entgegengekehrten Richtung, und das rothe Gebäude entwand vor ihm. Aber sein Herz klopfte in dem lebhaftesten Schlage, erfüllt von der Erwartung dessen, was schon die nächste halbe Stunde bringen mußte, weiter. Es klopfte freier — viel, viel freier und auch viel, viel froher als noch gestern um diese Zeit, da er mit dem von Herrn Hübner erteilten Urlaub — wenn es nicht ein Urlaub würde, der sich zu Jahren dehnte und dem keine Nachfrist folgte — noch auf der Reise nach der Reichshauptstadt war. Was hatten diese vierundzwanzig Stunden von heute zu heute ihm nicht gebracht. Ein heißes Dantegebot dafür hatte er zum Himmel geschickt. Von der goldenen Herbstsonne, die rings um ihn leuchtete und auf die grauen spitzen Schieferdächer der vor ihm liegenden Stadt blühte, fiel ein warmer heller Strahl, wie er es sich niemals mehr erhofft, auch in seine eigene Brust, wenn auch noch dunkle Trauer genug darin zurückblieb, die Trauer um das unwiederbringlich Verlorene, Renates Liebe. Und wie er an sie dachte, so dachte er jetzt auch an Ellen Jürgens. Ellen! Die Gluth auf ihren Wangen, der leuchtende Schimmer in ihren Augen, als er von ihr Abschied nahm, als sie ihn fragte, wann er wiederkommen würde, als er ihr sagte, er wisse es nicht, als es wie ein trauerndes Abnen über ihr liebes Gesicht zog — dieser Augenblick hätte es ihm vertragen. Sie hatte ihn lieb. Und doch — in seinem Herzen war kein Platz für eine Andere mehr.

Der Wagen hatte die Stadt erreicht. Er fuhr jetzt über das poltrigie Pflaster. Die lange schmale Hauptstraße mit den engen Nebengassen, die alten, unverändert gebliebenen Häuser, das Hofgebäude mit dem hochummauerten, großen, geheimnißvollen Garten dahinter und an dem Plage davor der zu den Bleichwiesen hinunterführenden Abgang, auf dem die Kinderhaaren im Winter mit dem Schlichten herabfielen, am Hause des Kupferschmieds der blanzgeputzte Kupferkessel, das alterthümliche und düstere Gymnasium mit den vergitterten Fenstern, die katholische Kirche mit dem allen stillen Friedhofe herum, der von Lauben umgebene Marktplay mit dem grünen Kathausthurme und den beiden feineren Brunnen davor — es war noch Alles wie in seiner Kinderzeit. Auch die Menschen schienen dieselben geblieben zu sein. Dort auf dem Trottoir lief, den noch immer blonden Kopf ferngeradeaus gerichtet, nicht links und nicht rechts sehend, mit seinen kurzen Beinen, das schwarze Lederfuttal unter dem Arm, Barbier Wendt, der die Honoratioren traktirte und der sich selbst deshalb für eine derselben hielt — da, vor seinem Spegetislad, die Hände in den Hosentaschen, stand der „lange Cohn“, und dort wieder kam mit ihrem Milchwagen Mutter Bartsch angezogen, die das Pfeifen nicht vertragen konnte, weshalb nach Schluß alle Kinder hinter ihr herliefen. Als wäre kein Leben, das er in der Ferne verbrachte, nur ein Traum gewesen. Wemuths zog in ihm ein, und er wünschte es noch einmal begnügen zu können, noch einmal unter den Kindern ein Kind zu sein.

Das Pflaster hörte auf, mit einer Biegung nach links fing die Chaussee wieder an. In Neuem lauchte das rethe Gebäude auf. Etwa hundert

Schritt davor ließ er den Wagen halten. Er wollte den Rest zu Fuß gehen. Ob sie an ihrem Fenster sitzen würde? Nein, das Fenster war verhängt, und es war gut so. Nicht noch einmal wollte er sie mit seinem Anblick erschrecken. In dem Buchenwipfel zwitscherte das Staarenpaar. Das hatte es gut. Das konnte sich, wenn sie am Fenster saß, an ihrem Anblick weiden, das erwiderte sie nicht, das bekam Profanen von ihrer Hand. Er konnte die Thierchen um ihr Glück beneiden.

Nun stand er still. Welchen Weg wählte er? Den durch das Hofsthor nach dem Kontor? Nein. Der verlorene Sohn brauchte auch jetzt noch, wenn er auch nicht mehr als Bettler kam, sich ihnen unberufenen Augen auszuweisen, nicht einmal denen Schmiedes.

Er wollte denselben Weg einschlagen wie damals, und als hätte ein unsichtbarer hilfreicher Geist seine Absicht errathen, so stand die Thüre, die durch das Gärtchen in das Wohngebäude führte, bereits offen. Sie war nur leicht angelehnt. Das war früher nicht. Waren neue Gemohnheiten in dieses Haus gezogen?

Entschlossenen Schrittes ging er den Garten hindurch, hina zu dem Hause die vier Stufen hinauf, öffnete die Thüre und trat in den leeren Flur. Dort die zweite Thüre rechts führte in das bekannte Zimmer.

„Herein!“ rief eine Stimme.

Es war nicht die Stimme, die er erwartet hatte, es war die Stimme Hofhelds.

Er trat ein. Ein etwas ungewohnter Anblick bot sich ihm dar. An dem Tisch, an dem sonst nur immer Herr Rosenau gesessen hatte, saß jetzt Hofheld. Er schrieb. Ohne sich durch sein Eintreten hören zu lassen, ja, ohne auch nur den Kopf nach ihm zu wenden — er mußte wohl denken, es sei nur Jemand aus der Fabrik — schrieb er ruhig weiter.

„Was gibst's?“ fragte er, so, ohne aufzusehen.

Es wehte Rudolf kalt an, daß es gerade Der sein mußte, dem er zuerst begegnete. Zwischen ihnen beiden bestand eine Kluft. Zwar war Hofheld gegen den anaenommenen Sohn des Hauses immer höflich genug gewesen, aber verdeckt hinter der äußeren Form hatte Rudolf doch immer etwas wie Geringschätzung und eine gewisse stille Abneigung gegen sich von ihm herausgehört. Daß man jetzt noch jener andere Grund — der Vorang, als er das letzte Mal in diesem Zimmer gestanden.

(Fortsetzung folgt.)

## Drahtlose Telephonie. Erfindung eines deutschen Technikers.

Die großen Hoffnungen, die alle Welt auf die Marconische Telegraphie ohne Draht gesetzt hat, scheinen sich nicht so schnell zu erfüllen, wie die mit großer Regelmäßigkeit eintreffenden Nachrichten glauben machen wollen. Darum ist es wohl besser, wenn man an eine ähnliche Erfindung, die auf deutschem Boden gegenwärtig erprobt wird, nicht von vornherein allzu große Hoffnungen knüpft.

Es handelt sich um die Versuche, ohne Draht zu telephoniren, die in dieser Nacht von dem Techniker Ernst Kuhmer-Berlin auf dem Baumsee angestellt worden sind und, wie gleich vorweg gesagt sein mag, sehr bestreikende Resultate ergeben haben. Was das bedeuten würde, wenn das Fernsprechen von der lästigen und kostspieligen Fessel der Drahtleitung befreit würde, braucht nicht erst auseinandergelegt zu werden. Es wäre die Erfüllung eines geradezu idealen Zustandes, wenn man von jedem Ort überallhin fernsprechen könnte, ohne erst eine Drahtleitung herzustellen.

Auch in pekuniärer Beziehung wäre die Lösung dieses Problems von großer Tragweite, denn Kupferdraht ist theuer, und der Preis wird noch weiter steigen, weil die Produktion den Bedarf nicht deckt. Ein englisch-amerikanischer Truist hat noch das Seinige dazu, das bisher unentbehrliche Material zu vertheuern.

Das Wesen der drahtlosen Telephonie beruht auf einer Entdeckung, aus der zunächst die singende und sprechende Bogenlampe hervorging. Der elektrische Gleichstrom ist sehr empfindlich, er wechselt seine Stärke schon unter dem Einfluß kaum erkennbarer Störungen. Ganz geringfügige Veränderungen des Leitungsoberflandes genügen, um ihn wesentlich zu beeinflussen. Derselben Reizbarkeit wie der Gleichstrom unterliegt der elektrische Lichtbogen, was man ja noch immer an seinen Zuckungen beobachten kann.

Darauf beruht im wesentlichen das Princip der singenden Bogenlampe, deren Entdeckung dadurch erfolgte, daß sich nahe an einem ihrer Stromaufleitungsdrähte das Kabel eines stark differenzirten anderen, von einem Funkeninduktor kommenden Stromes befand. Und da elektrische Ströme aufeinander einwirken, wobei ein schwächerer oder wechselnder stets den Gleichstrom ungleichmäßig beeinflusst, so wurden in diesem Fall durch den veränderlichen Strom auch die Schwingungen des Lichtbogens verändert, und Intermodulationen unterworfen und dadurch in der Luft Schallwellen herodperufen, die dem Anlistern und Prasseln des Funkenstromes entsprachen.

Da nun eine Telephonleitung in der Zeit der Gesprächsmittlung von

einem den Schallschwingungen der Membrane entsprechend differenzirten Strom durchfloßen wird, so genügt es schon, sie parallel mit den Drähten der Lampe zu führen, um diese zur Wiedergabe der Gespräche zu veranlassen. Durch eine sinnreiche Vorrichtung hat man diese Beeinflussung sonent verbessert, daß die singende und sprechende Bogenlampe jeden ihr übermittelten Ton und Laut tadellos wiedergibt.

Die Techniker hatten bald erkannt, daß die singende Bogenlampe als Oerbestattung einer drahtlosen Telephonanlage dienen könnte. Es galt nun, eine Empfangsstation herzustellen, die im Stande ist, die ausgesandten Lichtschwingungen aufzufangen und in Membranschwingungen zurückzuwandeln. Das war für die Fachleute nicht schwer, seitdem man erkannt hatte, daß der Lichtbogen nicht nur in der Luft Schallwellen erzeugt, sondern daß auch das von ihm ausgehende Licht aus Wellen von intermittierenden und verschiedenen langen und verschiedenen schnellen Schwingungen bestand. Durch diese Entdeckung war die Anregung gegeben, das Selen für die Empfangsstation zu benutzen. Dieser chemisch einfache Körper, der wie alle anderen Metalle die Electricität nicht leitet, ist bereits 1817 von Berzelius entdeckt worden. Aber erst viel später hat man herausgefunden, daß das Selen, wenn man es zum Schmelzen bringt und bei der Abkühlung einige Zeit auf der Temperatur von 210 Grad Celsius hält, sich zu einem bleigrauen, metallische Eigenschaften aufweisenden Stoff verdichtet, der im Dunkeln Electricität noch immer schlecht, unter der Einwirkung des Lichtes aber ziemlich gut leitet.

Wenn man nun ein Plättchen aus Selen in die Telephonanlage der Empfangsstation einschaltet und mit Hilfe eines Hohlspiegels den durch einen Reflektor darauf geworfenen Strahlen des Lichtbogens aussetzt, dann beeinflusst das Selen den im Apparat fließenden Gleichstrom und ruft in ihm Schwantungen hervor, die genau mit den Lichtstrahlen der Oerbestattung aufstretenden Schwantungen übereinstimmen. Das Membran der Empfangsstation giebt infolge dessen genau wieder, was in das Mikrophon der Oerbestattung hineingesprochen wurde.

Die Versuche mit den nach diesem Princip konstruirten Apparaten sind noch nicht völlig abgeschlossen, sie haben aber bereits so zufriedenstellende Resultate ergeben, daß man das Problem der drahtlosen Telephonie als gelöst betrachten kann. In der jetzigen Form wird sich die neue Erfindung bereits für die Marine verwerthen lassen, deren Schiffe ja alle mit elektrischen Scheinwerfern ausgerüstet sind. In gleicher Lage befinden sich auch die meisten Leuchtthürme. Man sagt also nicht zu viel, wenn man die Verständigung der Schiffe untereinander und mit den Leuchtthürmen auf dem Wege des Fernsprechens ohne Draht als eine in naher Zukunft liegende Möglichkeit bezeichnet. Na, man kann sogar die Hoffnung aussprechen, daß die Technik auf diesem festen Boden bald zu einer Vereinfachung der Erfindung gelangt, die unter den gegebenen Voraussetzungen das Fernsprechen ohne Draht auch auf dem Lande ermöglicht.

## Damen-Theaterclub.

Die fashionable Welt der ewigen Stadt hat es zu einer neuen Excentricität gebracht, zu Damenclubs, die in den Logen der Theater tagen. Es gehörte zwar schon längst zum guten Ton, nicht des Schauspielers halber in's Schauspiel zu gehen, sondern um gesehen zu werden. Aber eine so eclatante Mißachtung der Bühne und der Acteure, wie jetzt die vornehmen Besucher der Logen in Rom zur Schau tragen, war doch noch nicht erlebt worden. Die Mitglieder der Damen-Theaterclubs halten dort regelrechte Verhandlungen ab, veranstalten Empfänge, wie in ihren eigenen Salons. Die Einladungen hierzu, in denen ein bestimmter Abend in einem bestimmten Theater angegeben wurde, hatten sie vorher ergeben lassen. Man kümmerte sich nicht im geringsten um das, was auf der Bühne vorgeht. Die Damen lachen und schwaßen, lassen sich Eis und Früchte serviren und thun in jeder Weise, als ob sie zu Hause wären. Die Schenker dieser Damen werden zuweilen zugelassen, wenn sie Willens sind, für die schönen Clubmitglieder Gänge zu thun und Erfrischungen zu holen. Bei den Schauspielern, sowie bei den übrigen Theaterbesuchern sind diese Clubs begrifflicherweise höchst unpopulär. Das einzige Mittel, sie aus der Welt zu schaffen, wäre, dieses Publikum der Abwechslung wegen einmal durch die Schauspielerei auszuweichen zu lassen.

## Zu spät.

Detan Smith von der Yale Medical School fragte einmal einen Studenten bei der Besprechung eines hypochondrischen Falles, wie viel von einer gewissen Medizin er einem Kranken einflößen würde.  
„Einen Theelöffel voll“, antwortete der junge Mann. Ruch etwa einer Minute meldete er sich jedoch und sagte: „Herr Professor, ich möchte meine Antwort auf diese Frage abändern.“  
Der Detan zog seine Uhr hervor.  
„Mein junger Freund“, bemerkte er, „Ihr Patient ist bereits seit 40 Stunden todt.“